

DOKU.KLASSE



2022

IMPRESSUM

HERAUSGEBER
Stadt Duisburg
Der Oberbürgermeister
Volkshochschule Duisburg

doxs! FESTIVALLEITUNG
Tanja Tlatlik

ORGANISATIONSLEITUNG
doxs! / doku.klasse
Samina Gul

TEXTE
Melisa Atalay, Samina Gul, Marius Hrdy,
Alexander Scholz, Mark Stöhr, Tanja Tlatlik

REDAKTION
Mark Stöhr

LEKTORAT
Barbara Fischer-Rittmeyer

FOTOS
Sven Neidig, Simon Bierwald, Filmstills und Regiefotos
– Filmemacher*innen/Produktionsfirmen

ILLUSTRATIONEN
Julia Praschma

DESIGN
Ten Ten Team, tenten.team

DRUCK
Druckerei Lokay e. K.

DIE DOKU.KLASSE
IST EIN PROJEKT VON

doxs! DOKUMENTARFILME
FÜR KINDER
UND JUGENDLICHE

GEFÖRDERT VON

Ministerium für
Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen



IN KOOPERATION MIT



Deutschlandfunk Kultur

fsf FREIWILLIGE
SELBSTKONTROLLE
FERNSEHEN



Grimme
Akademie

DOKU.KLASSE 2022

VORWORT

S → 03

UNCANNY ME

Rohschnittsichtung

S → 04

ABSCHLUSSPRÄSENTATION

S → 06

ROBIN HUMBOLDT

Interview

S → 08

STIPENDIANT*INNEN

2022

S → 12

VON MÄDCHEN UND TIEREN

Stoff

S → 14

VATERLAND

Stoff

S → 16

GESUNDBRUNNEN ODYSSEUS

Stoff

S → 18

STAPELTOR DOUBLE FEATURE

S → 20

3SAT EXTRA

S → 22

2022 feiert die 3sat-Ausschreibung „Ab 18!“ ihr 10-jähriges Jubiläum. Auch in diesem Jahr begleitet die doku.klasse das Stipendiat*innen-Programm für Filmemacher*innen. In Duisburg treffen sich die Filmschaffenden und junge Teilnehmer*innen in gemeinsamen Workshops. Denn die doku.klasse ist Begegnungsort für die Dokumentarist*innen und das potenzielle junge Publikum und bietet Raum für einen kreativen Dialog, der beiden Seiten neue Türen öffnet.

Ambivalenz der Ungewissheit

Entwicklungen im Rahmen der künstlichen Intelligenz bestimmen zur Zeit die Diskurse um kreative Schaffensprozesse. Innerhalb von Sekunden werden Texte und Bilder erstellt – Technologien, die faszinieren, aber auch großes Unbehagen auslösen. Gleichzeitig hält sich die Wertschätzung von Kreativen und Filmemacher*innen, deren Arbeit weit vor dem Dreh beginnt, weiterhin in Grenzen. Auch hier zählt am Ende oft nur das Resultat. Doch anstatt in Wehklagen auszubrechen, scheint es mir sinnvoller, die Prozesse der Dokumentarfilmarbeit sichtbar zu machen. Gute Stoffe brauchen Zeit. Zeit und Arbeit, die investiert werden müssen, bevor es – im besten Fall – zu einer finanziellen Zusage kommt. Die nur bedingte Planbarkeit ist dem Dokumentarfilm inhärent. Es gibt kein fiktionales Drehbuch, Projekte verändern sich laufend, und die Lebenssituation der Protagonist*innen nimmt Einfluss. Diese Unvorhersehbarkeiten sind spannend und faszinierend, verlangen aber auch eine unglaubliche Flexibilität der Filmschaffenden. Pläne können durcheinandergerworfen oder müssen in letzter Konsequenz abgebrochen werden. Auch das ist Thema in den Gesprächen mit den Stipendiat*innen und jungen Teilnehmenden.

Stoffentwicklung. Als Katharina Pethke ihr Projekt über digitale Fotomodells startete, war deren Einsatz noch eine Sci-Fi-Idee – zum Zeitpunkt der Festivalpräsentation des Films sind sie längst Realität. Wir sprachen mit Robin Humboldt über sein Projekt, das er auf Wunsch des Protagonisten abbrechen musste – und darüber, was das für ihn und seine Arbeit als Filmemacher bedeutet. Mit Angelika Herta, Kilian Helmbrecht und dem Regie-Duo Antje Schneider und Carsten Waldbauer besprachen vier neue Stipendiat*innen ihre Stoffe in der doku.klasse. Wir stellen die Projekte vor und berichten aus den Workshops. Und schließlich blicken wir zurück auf zwei Festivalveranstaltungen mit den ehemaligen doku.klasse-Stipendiaten Florian Baron und Andreas Bolm.

Ein herzliches Dankeschön geht an unseren Hauptförderer, das Ministerium für Kultur und Wissenschaft, das dieses Projekt erneut ermöglicht hat, sowie an die Projektpartner*innen ZDF/3sat, Grimme-Akademie, FSF-Berlin und Deutschlandfunk Kultur. Und: an die jungen Dokumentarfilmethusiast*innen, die den Filmprojekten stets mit Neugier, Ergebnisoffenheit und frischem Blick begegnen.

In den Beiträgen dieser Publikation werfen wir einen Blick hinter die Kulissen der

Tanja Tlatlik –
Festivalleitung

Is this the real life?

„Wie sehr kann die moderne Technologie mit unserer physischen Realität verschmelzen – und was bedeutet dann überhaupt Realität?“



Auf diesen Sichtungstermin fieberte die doku.klasse bereits nach dem Stoff-Workshop hin: Katharina Pethke präsentierte den Teilnehmer*innen den Rohschnitt ihres Films „Uncanny me“.



Als Katharina Pethke vergangenes Jahr erzählte, dass sie die 26-jährige Lale dabei begleiten will, wie sie von sich einen Avatar erstellen lässt, war die Klasse von der Geschichte sofort fasziniert. Mit Lale lernen die Betrachter*innen ein Model kennen, das sich vorstellen kann, seinen Job in Zukunft an die digitale Version seiner selbst abzugeben. Die junge Frau möchte sich endlich wichtigeren Dingen im Leben zuwenden, während ihr Double auf virtuellen Fashion Weeks und Social Media Plattformen auftreten soll. Nach der Rohschnittsichtung stellten sich viele Teilnehmer*innen vor allem eine Frage: „Wie sehr kann die moderne Technologie mit unserer physischen Realität verschmelzen – und was bedeutet dann überhaupt Realität?“

Direkt zu Anfang des Films wird das Publikum damit konfrontiert, dass es die virtuelle und die physische Realität kaum noch voneinander unterscheiden kann. Ein detailliert aufgenommener Urwald erscheint auf der Leinwand und überzeugt mit seiner glänzenden Auflösung. Ob dieser Urwald in der physischen Realität existiert oder doch mittels CGI erzeugt wurde, bleibt für viele doku.klasse-Teilnehmer*innen bis zum Ende unklar.

Bis Lales Avatar in seinem vollständigen Zustand zu sehen ist, hat ein langer Prozess stattgefunden, der von Gesprächen mit Freund*innen und Lales Familie sowie ihren Ganzkörperaufnahmen im Produktionsstudio bestimmt wird.

Der Rohschnitt unterscheidet sich stark vom mittlerweile fertigen Film: In der ersten Fassung wird in festen Einstellungen Schritt für Schritt der Prozess der Avatar-Erstellung erzählt. In der finalen Version ist nun ein Videotagebuch von Lale eingebaut, wie es die doku.klasse angeregt hatte. Denn während der Rohschnittsichtung war die Frage angekommen, warum sich das Model zu diesem großen Schritt entscheidet. Die Zuschauer*innen erfahren in der Rohschnitt-Version noch wenig über Lales Gefühlswelt. Eine Ausnahme stellt dabei vor allem die Szene dar, in der es ein vertrautes Gespräch zwischen dem Model und seiner Mutter gibt, bei dem deutlich wird, dass Lale offen zu ihren äußerlichen „Ecken und Kanten“ steht. Die Teilnehmer*innen der doku.klasse betonen im Gespräch die Bedeutung dieser Passage.

In einer nächsten Szene sieht man dann, dass aus der Ganzkörperaufnahme von Lale etwas herausretuschiert wird, das wie eine Narbe aussieht. Die doku.klasse stellt sich deshalb automatisch die Frage, ob der Avatar von Lale wirklich ein identischer Klon von ihr ist oder vielleicht doch eine idealisierte Form ihrer selbst. Wurde hier bereits eine moralische Grenze überschritten? Eine Teilnehmerin denkt laut nach: „Wie weit ist die Technologie vielleicht jetzt schon, ohne dass wir es wirklich wissen?“

Mit dieser und vielen weiteren spannenden Fragen und Eindrücken geht die doku.klasse in ihre eigene Realität zurück.



Ist die Zukunft schon da?



Wenn die Science Fiction den Status Quo überholt: Bei der Abschlusspräsentation der doku.klasse zeigte Katharina Pethke die fertige Fassung ihres Films „Uncanny me“, der die schier endlosen Möglichkeiten der Digitalisierung auslotet.

Sich als Avatar durch eine Umgebung bewegen, in der die echte und die virtuelle Welt miteinander verschmolzen sind. Als immer perfekt gestylte Wunschversion ihrer und seiner selbst, ohne körperliche Makel. In diesem grenzenlosen Metaverse ist alles möglich.

Eine Blitzumfrage unter Schüler*innen nach der Projektion des Films im Duisburger filmforum ergab: Die Angst vor einer alternativen Existenz als Avatar überwiegt. Fast alle Hände gingen hoch, als Moderatorin Aycha Riffi das Publikum befragte. Lale Marie Walter, die Protagonistin aus „Uncanny me“, fand diese Reaktion „krass“. Viele Menschen träumten doch genau davon, sagte sie: in einen Körper zu steigen, der nicht der ihre ist. Die Entwicklung schreite rasend schnell voran. Schon ihr eigenes digitales Double, das ja auch dazu da sei, den natürlichen Alterungsprozess auszuschalten, könnte bereits in wenigen Jahren technisch veraltet sein.

Lale arbeitet seit acht Jahren als Model und hat das Leben an der Oberfläche und aus dem Koffer satt. Warum nicht einen Avatar den Job erledigen lassen – wenigstens in Teilzeit? Vinzent Britz, ein Freund von ihr, der als Digital Artist arbeitet, hatte sie angerufen und gefragt, ob sie sich nicht duplizieren lassen wollte. Dies sei ein Trend in der Modebranche, der nicht komplett ignoriert werden sollte. Christoph Rohrscheidt, Produzent und Kameramann von „Uncanny me“, erfuhr von der Idee und erzählte Katharina Pethke davon – und schon war aus der geplanten Selbstdigitalisierung ein kollaboratives Projekt geworden.

Der Film weist eine enorme Diversität an Materialien auf: Das Videotagebuch, das Lale über ihr privates und berufliches Leben führt, wird flankiert von der beobachtenden Kamera Rohrscheidts. Dazu kommen Computer Recordings, Gaming-Umgebungen und Drohnenaufnahmen.

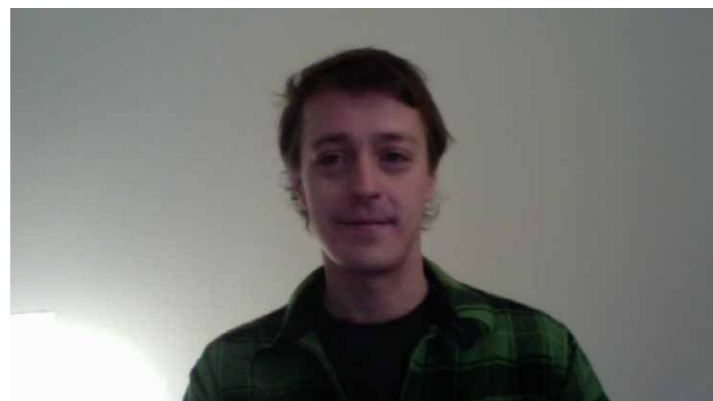
„Es ist interessant, wie man den ganzen Film über zwischen den unterschiedlichen Ebenen schaukelt“, sagte Carsten Waldbauer, der zusammen mit Antje Schneider ein Projekt in der aktuellen doku.klasse

2022 vorstellte. Was für ein Bild sie von sich selbst zeigen wollte, fragte er die Protagonistin. „Niemand ist authentisch vor der Kamera“, erwiderte Lale. Ihr sei es darum gegangen, ihre introvertierte, nachdenkliche Seite zum Ausdruck zu bringen, die in der oberflächlichen Welt, in der sie sich zumeist bewege, nicht sichtbar würde. „Bei uns ist immer alles gestaged, daher war diese dokumentarische Reise sehr spannend für mich.“

Katharina Pethke drehte auch Interviews mit ihr, doch diese sind im Film nicht zu sehen. Sie dienten eher dazu, Denkprozesse anzustoßen und zu entfalten. „Wir waren von Anfang an sehr angetan davon, wie offen und reflektiert Lale über sich und ihren Beruf gesprochen hat.“ Die Zusammenarbeit mit der doku.klasse sei für sie total hilfreich gewesen – insbesondere beim Thema Virtualität und Social Media. „Die Teilnehmer*innen haben einen ganz anderen Einblick in diese Welt und ermöglichten mir durch ihre Recherchen u.a. einen Zugang zu bestimmten Apps, den ich ohne sie nicht gehabt hätte.“

Ob die Gesellschaft in der Mehrzahl hinter den technischen Möglichkeiten hinterherhinke, wollte Aycha Riffi wissen. „Definitiv“, sagte Lale. Der Filmprozess habe ihr noch einmal klar gemacht, wie groß der Abstand sei zwischen Politik, Philosophie und Technologie. „Ich fand es frustrierend, dass gebildete Leute oft keine Antworten geben konnten.“ Und das Tempo der Innovationen ist ungebrochen hoch. „Als wir loslegten“, erzählte Katharina Pethke, „waren Metaverse und Avatare ein Science-Fiction-Gedanke. Mittlerweile geht es schon los.“ Christoph Rohrscheidt machte die Entwicklung an einem konkreten Beispiel deutlich: „Man kann heute schon aus 2D-Fotografien 3D-Modellings machen. Die Scans, die wir im Film zeigen, sind also gar nicht mehr nötig.“

Lale hat ihre digitale Kopie bisher noch nicht arbeiten lassen. „Für mich ist Kontrolle wichtig, und ich würde meinen Avatar niemals einfach so weggeben.“



Es wurde eine Grenze überschritten.“

„Meine Tendenz geht dahin, dass ich mir bei allen zukünftigen Projekten die Frage stelle, was es mit meiner eigenen Psyche macht.“

2021 präsentierte Robin Humboldt in der doku.klasse seinen Stoff „Only for the moment“, konnte das Projekt jedoch nicht realisieren. Was die Gründe dafür waren, erzählt der Regisseur im Gespräch mit Aycha Riffi.

Wie entstand die Idee zu einem Film über Alex? Und was war deine Motivation dafür?

Die Idee war, einen Langfilm zu machen und lag schon ein paar Jahre zurück. 2016 haben wir Alex kennengelernt, einen jungen Mann, der in Stuttgart als Escort gearbeitet hat. Wir hatten damals den Plan, eine Art Milieustudie über männliche Prostitution zu drehen. Durch das Gerd Ruge Stipendium gab es die Möglichkeit, nach Stuttgart zu ziehen und dort in einer Anlaufstelle für Sexarbeiter*innen zu arbeiten. So lernten wir Alex kennen, der sofort aus der Gruppe herausstach. Er wirkte reifer, erwachsener, und Partys waren für ihn weniger zentral. Er war eher auf einer Sinnsuche und interessierte sich für Philosophie und Psychologie. Schnell wurde uns klar, dass er einer der Protagonisten werden könnte, auch, weil man mit ihm gute Gespräche führen konnte. Und dann haben wir Zeit investiert, um ein Vertrauensverhältnis aufzubauen, zu ihm, aber auch zu seinem Umfeld, da wir ihn in seinem Alltag und in Interaktion mit Kollegen begleiten wollten. Erst war Alex clean, doch dann fing er wieder an, Drogen zu nehmen. Das setzte eine Abwärtsspirale in Gang, die letztendlich zu seiner Inhaftierung führte. Das war der Moment, an dem wir das Projekt zum ersten Mal auf Eis legen mussten.

Dein 2014 erschienener Film „Am Kölnberg“, den du gemeinsam mit Laurentia Genske realisiert hast, war auch eine Art „Milieustudie“. Was interessiert dich als Filmemacher an Menschen in miteinander auch sehr schwierigen Lebenssituationen?

Ich möchte mehr darüber erfahren, nicht auf eine voyeuristische Art, sondern manchmal auch voller Bewunderung. Denn einige Menschen legen einen Überlebens-trotz an den Tag, obwohl sie vielleicht nicht die besten Karten hatten, und schaffen es, nicht den Lebensmut zu verlieren. In „Am Kölnberg“ gab es eine Frau, die heroinabhängig war und deren Tag mit Konsum und Beschaffung gefüllt war, die aber auch Gedichte schrieb und Bilder malte. Ich bewundere das, weil ich glaube, dass ich mich in dieser Situation gehen lassen würde. Dokumentarfilme bieten da eine gute Möglichkeit, Zuschauer*innen zu zeigen, welche Realitäten es in unserer Gesellschaft noch gibt.

Manchmal werden bestimmte Vorurteile bestätigt, aber es werden auch ganz viele nicht bestätigt und man sieht etwa, wie du es eben auch beschrieben hast, dass die Menschen unglaublich kreativ sind. Das war auch ein Punkt, der uns an deinem Exposé bzw. an Alex interessiert hat. Doch das Filmprojekt war dann alles andere als einfach für dich.

Ja, es kam dann die Nachricht, dass Alex einen Menschen umgebracht hat und inhaftiert wurde. Da war die Motivation dann erstmal zwei, drei Jahre komplett weg, weil dies natürlich sehr erschütternd war. Und darüber hinaus wollten wir keinen Film über einen Mordfall machen, sondern über einen Menschen – der uns ab da aber abhandengekommen ist.

Das heißt, dass es an dieser Stelle eine „rote Linie“ für dich gab?

Ja, in diesem Fall wurde eine Grenze überschritten. Ich war sogar Zeuge in seinem Prozess, weil ich über Facebook lange sein einziger Gesprächspartner war. Dadurch war ich viel tiefer drin, als ich es eigentlich wollte. Das Projekt lag anschließend lange in der Schublade, bis die Idee kam, es bei der 3sat-Ausschreibung „Ab 18“ einzureichen. Zwischenzeitlich stand ich mit Alex in Kontakt und merkte, dass er wieder clean war und dass es möglich ist, im Gefängnis Gespräche mit ihm zu führen.

Im dokumentarischen Film gibt es fast immer zwei Dinge: einen Plan, den man sich als Filmemacher*in vornimmt und das, was letztendlich passiert. Kannst du sagen, wie du dir den Film vorgestellt hast?

Der Film hätte zu weiten Teilen aus dem beobachtenden Filmmaterial bestanden, das wir in den Monaten, bevor es zum Mord kam, gedreht hatten. Ergänzt hätten wir das in einer zweiten Ebene mit den Nachrichten, die er mir geschickt hat. Das waren starke Texte mit einer poetischen und literarischen Kraft. Dadurch hatten wir die Möglichkeit, aus seiner Perspektive zu erzählen und ihm auch eine Stärke zu geben.

Wir trafen uns mit der doku.klasse in Duisburg im Herbst 2021. Da warst du gerade mitten im Filmprojekt. Wieso hast du dich darauf eingelassen, mit uns über dein Exposé zu reden und deine Pläne und Ideen mit der doku.klasse zu teilen?

Es ist schwierig, wenn man eigentlich noch mitten in einem Schaffensprozess ist und dann zwischendurch Feedback bekommt. In dem Fall war es gut, weil wir schon einen ganzen Block des Films hatten. Zu dem Zeitpunkt war ich auch noch total offen, was die Form anging und war gespannt, mit jungen Menschen darüber reden zu können und zu erfahren, was sie an Alex fasziniert. Nach dem doku.klasse-Workshop hatte ich das Gefühl, dass sich die Leute dafür interessieren und es ein runder Film wird. Vorher war ich mir da nicht sicher, ob das über den schrecklichen Vorfall hinaus klappen könnte.

Machst du Filme für ein bestimmtes Publikum oder spielt das erstmal keine Rolle?

Darüber habe ich mir bisher noch nicht viele Gedanken gemacht. Man sagt, Dokumentarfilme werden eher von älteren Menschen geguckt. Aber ich glaube, man macht es eher für Leute in seinem eigenen Alter. Ich will, dass der Film Leuten

aus meinem Umfeld gefällt, und sie sind auch ein Maßstab. Also wenn ich merke, meine Freunde würden sich das gar nicht angucken, dann würde ich daran zweifeln, ob es gut ist. Wobei, wenn man eine Idee aufschreibt, sind die Adressat*innen erstmal Auswahlgremien und Sendervertreter*innen, die zunächst von dem Vorhaben überzeugt werden müssen.

Was wir bei deinem Stoff wirklich lernen und sehen können, ist, dass Zeit eine große Rolle spielt, ebenso Zufall und Glück. Diese Faktoren sind häufig entscheidend beim Dokumentarfilm und kommen bei deinem Stoff wirklich sehr stark zum Tragen. Wann ist die Entscheidung gefallen, dass der Film nicht zu Ende gedreht wird?

In dem Fall hat es der Protagonist selbst entschieden. Wir hatten nach fast einem Jahr Überzeugungsarbeit und zahlreichen Briefen und Telefonaten an das Justizministerium die Genehmigung, in der JVA zu filmen. Es gab viele Vorgespräche mit Alex, und der Dreh stand. Am ersten Drehtag hat er sich dann entschieden, doch nicht zu erscheinen. Man muss dazu sagen, dass er sich zu diesem Zeitpunkt seinem Alltag in der Haft komplett verweigert hat und zwischenzeitlich auch im Krankenhaus war. Aber ich weiß nicht, was ihn letztendlich dazu bewogen hat. Kurz vorher war er noch froh, dass es mit dem Film weiterging, und ich hatte das Gefühl, dass es eine Bereicherung für ihn sei, sich wieder äußern zu können. Aber dann reagierte er nicht mehr auf meine Briefe. Ab dem Moment war klar, dass wir auch das alte Material nicht mehr verwenden werden.

Du hast so unglaublich viel Zeit und unbezahlte Arbeit in das Projekt gesteckt. Wie geht das, mit so etwas abzuschließen? Und hast du dich auf professioneller und/oder emotionaler Ebene von Alex verabschieden können?

Es ist schwierig, abzuschließen, und ich fühle mich durch die gemeinsame Zeit noch mit Alex verbunden. Andererseits hoffe ich aber auch, abschließen zu können. Es war manchmal eine sehr ambivalente Entscheidung, wie der Kontakt gehalten werden kann, um mit dem Film weitermachen zu können. Es ist beispielsweise wichtig, die Entscheidung zu treffen, welche Kontaktdaten man selbst weitergibt – die Büro- oder Wohnungsadresse? Und so entsteht natürlich auch ein Ungleichgewicht. Und das hat auch Alex gespürt. Das war vielleicht ein Punkt, an dem für ihn das Vertrauensverhältnis auch nicht mehr komplett da war.

Das ist total nachvollziehbar von beiden Seiten. Ich frage mich in dem Kontext, ob man in der Filmschule auf das Arbeiten mit Protagonist*innen vorbereitet wird. Man hat mit realen Menschen zu tun und muss mitunter schwierige Entscheidungen treffen. Haben die aktuellen Erfahrungen Einfluss auf deine Arbeit als Filmemacher?

Meine Tendenz geht dahin, dass ich mir bei allen zukünftigen Projekten die Frage stelle, was es mit meiner eigenen Psyche macht. Kann ich so lange Zeit mit den Menschen an den Orten verbringen? Gibt es auch mal „schönere Orte“, wo es auch interessante Geschichten gibt? Viele

Filmemacher*innen machen ja auch einen Mix und wechseln die Genres. Was auch abgewogen werden muss, ist die intensive unbezahlte Arbeit, bei der man ohne finanzielle Sicherheit weit in Vorkasse gehen muss. Oft sind es andere Jobs, die es erlauben, Zeit in den Dokumentarfilm zu stecken.

Respekt dafür, dass du so lange an dem Filmvorhaben festgehalten hast. Im Workshop mit der doku.klasse waren wir sehr angetan von deinem Exposé, und Alex' Geschichte ist uns sehr nahe gegangen. Und mit der Beschäftigung haben wir – so denke ich – einiges erfahren und lernen können. Herzlichen Dank dafür und für das Interview!



Stipendiant*innen 2022



Angelika Herta

studierte Vergleichende Literaturwissenschaft in Wien und schloss 2021 ihr Studium Mediale Künste an der KHM Köln mit Auszeichnung ab. 2022 erhielt sie das Arbeitsstipendium des Landes NRW im Bereich künstlerischer Dokumentarfilm für Kinder oder Jugendliche. Neben ihrer Arbeit als Regisseurin ist sie seit 2012 als Medienkünstlerin, Regieassistentin, Editorin und Filmdozentin tätig. Angelika Herta ist Mitglied des Dokomotive Kollektivs für künstlerischen Dokumentarfilm.



Carsten Waldbauer

ist seit 2004 freiberuflich als Kameramann und Editor für verschiedene Fernsehsender im Bereich Dokumentarfilm tätig. Er war u.a. 2009/2010 Teilnehmer der Masterclass Non-Fiction an der ifs internationale filmschule köln und arbeitete mit Antje Schneider bereits bei mehreren Projekten als Kameramann zusammen, darunter bei „Die schöne Krista“ (2013) und zuletzt bei „Vier Sterne Plus“ (2021), der seine Premiere im Dokumentarfilm-Wettbewerb des Filmfestivals Max Ophüls Preis feierte.



Antje Schneider

studierte Betriebswirtschaft und arbeitet als freie Autorin und Regisseurin für das öffentlich-rechtliche Fernsehen, insbesondere für den MDR. In den letzten Jahren absolvierte sie diverse Weiterbildungsprogramme, u.a. war sie Teilnehmerin der Drehbuch-Autorenwerkstatt Talente in Leipzig, des TP2 Talentpools und der Masterclass Non-Fiction an der ifs internationale filmschule köln. 2005 erhielt sie ein Stipendium für die Drehbuchwerkstatt an der HFF München. Ihr Debütfilm „Die schöne Krista“ (2013) war in der Vorauswahl zum Deutschen Filmpreis 2014 und erhielt eine Nominierung für den Grimme-Preis 2016.



Kilian Helmbrecht

arbeitete als Schnitt- und Kameraassistent für NDR und ARTE sowie als Junior Director und Kameramann für eine NDR/BBC-Naturfilmreihe. 2016 stellte er in der doku.klasse sein Projekt „Einmannland“ vor, das im Rahmen der 3sat-Reihe „Ab 18“ ausgestrahlt wurde und 2017 eine Nominierung für den Grimme-Preis erhielt. Sein neuer Kurzfilm „Walking the Tiger“ feierte 2022 Premiere auf dem Filmfest Schleswig-Holstein.

Ich bin nicht nur ich, sondern ich bin die Tiere.



Der Stoff „Von Mädchen und Tieren“ von Angelika Herta konfrontiert die doku.klasse mit sehr grundsätzlichen Fragen: Warum sieht sich der Mensch in der Hierarchie der Lebewesen häufig an oberster Stelle? Warum sehen sich viele Menschen nicht als Lebewesen neben anderen? Und wie gestaltet sich eine freundschaftliche Beziehung zwischen Mensch und Tier?

Einige der Tiere, die bei Julie und Rosina ankommen, haben noch nie Gras gesehen oder Regen gespürt. Es sind traumatisierte Lebewesen aus der Tierindustrie, die auf den Höfen der beiden jungen Frauen eine zweite Chance erhalten. Kennengelernt haben sich Julie und Rosina auf Instagram, wo sie regelmäßig über ihr Engagement schreiben. Sie wollen das Verhältnis zwischen Mensch und Tier auf eine neue Grundlage stellen. Dazu gehört nicht nur eine artgerechte Haltung, sondern auch: reden und kuscheln. Nicht allen passt ein solcher Umgang mit Tieren. Und wenn Julie auf ihrem Ochsen Noni einen Ausritt macht, schütteln darüber nicht nur die Landwirt*innen der Gegend den Kopf, sondern auch die vegane Community im Netz. Aber Julie und Rosina haben ihre Entscheidung getroffen. Für das Wohl der Tiere, gegen alle Widerstände. Auch die ihrer Familien.



Julie und Rosina sind zwei junge Frauen, die Tiere aus der Massentierhaltung retten, ihnen einen Platz auf einem Gnadenhof ermöglichen oder sie selbst pflegen. Julie hat drei Rinderherden und Rosina wohnt mit Katzen, Hunden, Ziegen, Schweinen, Gänsen und Rindern auf engstem Raum zusammen. Beide haben bereits ihren eigenen Social-Media-Auftritt und nutzen vor allem ihre Instagram-Accounts, um über ihre Tiere zu schreiben.

Die Teilnehmer*innen der doku.klasse möchten wissen, was es für Angelika Herta bedeutet, mit jungen Menschen zu arbeiten, die bereits eigene Bilder von ihrem Leben produzieren, kuratieren und auf Social Media veröffentlichen. „Die wissen ganz genau, wie was gut aussieht“, erzählt sie und sieht dies sowohl als Vorteil für das Filmen ästhetisch ansprechender Bilder als auch als Hürde dafür, die Eigeninszenierung der jungen Frauen im Film zu begrenzen. Dadurch, dass Julie und Rosina ihr Leben mit den Tieren stark in die Öffentlichkeit tragen, wird der aktivistische Charakter ihrer Arbeit deutlich – doch wie sehr bereichern die Tiere das Leben der beiden selbst? Dass die Tierretter*innen-Community auch ein hartes Pflaster sein kann, muss Julie schmerzhaft erfahren, als sie auf Instagram von anderen Aktivist*innen für ihren intimen Umgang

mit den Tieren angefeindet wird.

Die doku.klasse wünscht sich für den Film vor allem authentische Bilder. Von der aufwändigen Pflege, der Julie und Rosina nachgehen, und von ihrer besonderen Beziehung zu ihren Tieren. Auch Angelika Herta möchte weg von dem romantisierenden Instagram-Bild hin zu einer Darstellung der Lebensrealität ihrer Protagonistinnen. Für die bereits entstandenen, ruhigen Bilder wird die Filmemacherin von den Teilnehmer*innen ausnahmslos gelobt. Einige von ihnen wünschen sich zu erfahren, wie sich das Leben der beiden Protagonistinnen neben der Tierrettung gestaltet. Es kommt die Frage auf, ob die zwei neben ihrer Arbeit noch Zeit für Freundschaften hätten. Oder ist das Leben mit den Tieren möglicherweise sogar eine Flucht vor dem „normalen“ Leben? Eine Teilnehmerin würde die beiden Protagonistinnen gerne fragen: „Wo seht ihr euch in zehn Jahren?“

In dem Filmmaterial wird bisher deutlich: Die jungen Frauen leben für und mit ihren Tieren und momentan gibt es für sie keine Alternative zu ihrer Lebensgestaltung. Sie bauen mit den Tieren eine Bindung auf, passen sich an sie an und machen den Zuschauer*innen deutlich: Menschen sind auch Tiere und sollten respektvoll mit anderen Lebewesen umgehen.

Like Father, Like Son



Im Rahmen des Workshops zum Stoff „Vaterland“ von Antje Schneider und Carsten Waldbauer lernt die doku.klasse die beiden Protagonisten kennen – den 20 Jahre alten Günther und seinen Vater Steffen. Schon in den ersten Filmausschnitten wird deutlich: Hier handelt es sich um eine ganz besondere Vater-Sohn-Beziehung.

Es gibt zwei Amerikas. In einem lebt Günther, der von allen nur „Günni“ genannt wird. Gemeinsam mit seinem Vater Steffen betreibt der 20-Jährige eine Ranch in Thüringen. Hier üben sich Freizeitcowboys im amerikanischen Reiten und im Roping, dem Einfangen von Rindern mit dem Lasso. Auch Günni trainiert so gut wie jeden Tag, meist mit seinem Vater. Die beiden Männer verbindet ein fast symbiotisches Verhältnis. Günni pflegt dieselbe Macho-Attitüde wie Steffen, einmal im Jahr fliegen sie zusammen in die USA und nehmen an kleineren Reitwettbewerben teil. Ihr gemeinsamer Traum: einmal beim legendären Roping-Turnier in Las Vegas antreten. Doch das hohe Startgeld und schließlich Corona verlangen einen langen Atem. Indes trennt sich Steffen von seiner zweiten Frau und Günni hat eine neue Freundin. Er steht jetzt häufiger als DJ an den Turntables als auf dem Trainingsplatz. Die Reibungen zwischen Vater und Sohn nehmen zu. Sind sie weiterhin ein Team und unschlagbar forever?



Im Osten Deutschlands befindet sich ein zweites Amerika: die Ranch von Vater Steffen. Hier lernen Einsteiger*innen das amerikanische Reiten. Fortgeschrittene üben sich darin, Rinder zu fangen. Günni und Steffen trainieren fast täglich, vor allem das sogenannte Roping. Bereits seit sieben Jahren leben die beiden Männer ohne Günnis leibliche Mutter. Schon vor der Trennung folgte Günni vor allem dem Vorbild seines Vaters – dem Leben eines freiheitsliebenden Cowboys.

Antje Schneider und Carsten Waldbauer möchten den Betrachter*innen sowohl die Sonnen- als auch die Schattenseiten der Beziehung zwischen Günni und Steffen erzählen. Denn das enge, kumpelhafte Verhältnis birgt auch Konfliktpotenzial. Dass sich die Reibung zwischen den beiden Protagonisten manchmal sogar zu einer leichten Rivalität steigert, sieht man vor allem an Szenen, in denen die beiden gemeinsam trainieren. Der Ton des Vaters wird rauer, die Stimmung gedämpfter. Die doku.klasse stellt sich die Frage: Kann und will sich Günni irgendwann aus dieser Abhängigkeit befreien?

Das bisher entstandene Filmmaterial beantwortet die Frage schon in Ansätzen, zum Beispiel, wenn man Günni dabei beobachtet, wie er am DJ-Pult steht und leidenschaftlich seine Musik mischt. Es scheint ein Teil seines Lebens zu sein, der von den Wünschen und Erwartungen seines Vaters unberührt bleibt. Günni kann endlich in seine ganz eigene Welt abtauchen. Antje Schneider und Carsten Waldbauer möchten jedoch noch deutlicher machen, dass er sich langsam beginnt von seinem Vater abzunabeln. Da die Filmmacher*innen noch auf der Suche nach

möglichen Bildern dafür sind, fragen sie die Teilnehmer*innen der doku.klasse: „Was ist für euch ein Moment, der das Loslösen von den Eltern verbildlicht? Habt ihr eine Situation vor Augen, die diesen Zustand beschreiben kann?“ Einer Teilnehmerin fällt etwas aus ihrer eigenen Erfahrung dazu ein: „Ich glaube, vor allem die räumliche Trennung war bei mir das Ausschlaggebende, das mich zu einer eigenständigen Person gemacht hat.“ Und auch Günni ist gerade dabei, sich ein eigenes Wohnumfeld am Hof zu schaffen. Eine andere Teilnehmerin berichtet, dass das gemeinsame Essen mit der Familie plötzlich im Alltag wegfiel, als sie anfing, für sich selbst zu kochen. Derzeit bestellen sich Günni und Steffen gerne gemeinsam Pizza und schauen Blockbuster auf der Couch – Günni sehnt sich aber auch immer öfter danach, mit seiner Freundin ein Eis essen zu gehen. Antje Schneider und Carsten Waldbauer müssen nun für sich entscheiden, welche Situationen sie genauer unter die Lupe nehmen wollen.

Günni und Steffen tragen ihr gegenseitiges Versprechen auf ewigen Zusammenhalt als Schriftzug unter der Haut: forever. Zum Tattoo-Termin haben die Protagonisten die Filmmacher*innen nicht eingeladen, weil ihnen die Symbol-schwere dieser Situation zunächst nicht bewusst war. 2023 möchten Vater und Sohn in die Staaten fliegen, um gemeinsam bei einem Roping-Wettbewerb anzutreten. Die doku.klasse wünscht Antje Schneider und Carsten Waldbauer, dass sie bei diesem Event und anderen Gelegenheiten viele weitere, aussagekräftige Bilder einfangen können – und freut sich darauf, den fertigen Film zu sehen.

Wenn Plan B nicht funktioniert



Kilian Helmbrechts zweiter doku.klasse-Stoff „Gesundbrunnen Odysseus“ handelt von einer Odyssee auf dem Berliner Wohnungsmarkt. Das Treatment liefert mehrere Szenarien und Optionen, wie sich die Suche gestalten könnte. Ein Kernelement des dokumentarischen Arbeitens wird hier bereits offengelegt.

Raffly muss aus seinem Studentenwohnheim ausziehen. Nur wenige Wochen bleiben ihm, um eine Wohnung, ein WG-Zimmer oder wenigstens eine Meldeadresse zu finden. Keine leichte Aufgabe auf dem gnadenlosen Berliner Wohnungsmarkt – erst recht nicht, wenn man wie Raffly den Nachnamen Mohammad mitbringt. Der Vorteil des 26-Jährigen: Er ist sehr charmant und hat wie viele Menschen mit Migrationsgeschichte Automatismen der Anpassung entwickelt. Mit Leichtigkeit kann er sein Verhalten an den Erwartungen seines Gegenübers ausrichten – egal ob an der Uni, in der muslimischen Gemeinde, seiner indonesischen Familie gegenüber und seinem Freundeskreis in Berlin. Aber wer ist der echte Raffly hinter den vielen unterschiedlichen Masken? Und wie verändert ihn die Odyssee durch eine Stadt, der er ein neues Zuhause abringen muss?



Auf die Frage, wie er mit der Ungewissheit beim Filmemachen umgeht, antwortet Kilian selbstbewusst: „Ich muss mir die Erlaubnis geben zu scheitern.“ Sein Projekt „Gesundbrunnen Odysseus“ erfordert eine große Flexibilität, denn es ist unklar, wie schnell sein Protagonist nach dem Studium eine Wohnung finden wird. Die Aussichten sind eher schlecht: 500 Euro für 8 Quadratmeter. Die explodierenden Mietpreise und der knappe Wohnraum machen es fast unmöglich, in Großstädten bezahlbar leben zu können. Das Thema findet sofort großen Anklang in der doku.klasse. Auch wenn man nicht wie Raffly in Berlin wohnt, sei die Geschichte total nachvollziehbar. Die Teilnehmer*innen berichten von ihren eigenen Erfahrungen bei WG-Castings und enttäuschenden Besichtigungen.

Einige können auch bestätigen, dass es mit einem nicht deutsch klingenden Namen schwieriger sei, eine positive Rückmeldung zu bekommen. Diese zusätzlichen Hürden und der Alltagsrassismus zwingen Raffly verschiedene Strategien der Anpassung zu entwickeln. Der Außenwelt, zum Beispiel bei Bewerbungssituationen, zeigt er andere Facetten seiner Persönlichkeit, als im Innen, bei Freunden, Familie und in der Gemeinde. Laut Regisseur sollen diese Diskrepanzen sichtbar, aber nicht zur Schau gestellt werden. Besonders wichtig ist Kilian Helmbrecht die Frage nach der Repräsentation. Da sein Blick auf den „echten“ Raffly immer verstellt sei, will er ihn dazu selbst befragen und zu Wort kommen lassen.

Die doku.klasse erhält die Möglichkeit, erste Aufnahmen zu sichten, wie Raffly sich in seinem Studentenheim einrichtet.

Das Publikum beobachtet ihn beim Auspacken der Matratze oder auch wenn Kilian ihm das Mikrofon ansteckt. Seine Fragen an Raffly sind aus dem Off hörbar. Gemeinsam bespricht die doku.klasse die Präsenz von Filmemacher*innen im Dokumentarfilm. Im Gegensatz zur beobachtenden Kamera, als Fliege an der Wand, soll die Kamera in dem Stoff nicht verborgen bleiben. Der Filmemacher ist inspiriert vom Cinema verité und möchte die eigene Präsenz im Film transparent machen. Er verweist in dem Kontext auf den Dokumentarfilm „NO FUTURE – Kein Bock auf Illusionen“ (1981) von Michael Braun. Darin werden Punks in Duisburg und ihr Umfeld auf authentische Weise porträtiert, während der Regisseur selbst im Bild zu sehen. Für Kilian Helmbrecht bedeutet das, dass initiierte Momente miterzählt und keinesfalls kaschiert werden. So soll etwa transparent gemacht werden, wenn das Filmteam ins Geschehen eingreift und fragt, ob es beim WG-Casting dabei sein und filmen darf. Die doku.klasse hinterfragt dabei, ob die Präsenz der Kamera nicht einen Einfluss auf Rafflys Chancen bei der Wohnungssuche haben könnte, findet den transparenten Umgang aber sehr positiv.

Verständnis gegenüber den Protagonisten aufzubringen, lernte Kilian Helmbrecht unter anderem bei den Dreharbeiten zu „Einmannland“, der 2016 in der doku.klasse besprochen wurde. Die Erfahrung, in dem Film selbst Hauptfigur gewesen zu sein, helfe ihm, Respekt vor den Protagonist*innen zu haben. Die doku.klasse bleibt gespannt auf das Ergebnis und wünscht Raffly viel Erfolg für sein kompliziertes Vorhaben.

How's Joe? – Wiedersehen mit Florian und Joe



JOE BOOTS
DE 2017, 30 Min.,
Florian Baron

Alles lief normal für Joe. So normal, wie es laufen kann für einen kaum 20-Jährigen, der im Irak für die US-Army kämpft. Bis zur ersten Bombenexplosion direkt neben ihm. Körperlich blieb Joe unverletzt, doch in ihm drin zerbrach etwas, unbemerkt, unsichtbar. Zuhause in Pittsburgh ging es dann los mit Ausrastern und Depressionen. Diagnose: Posttraumatic Stress Disorder. „Manchmal wünschte ich mir, sie hätten mir die Arme weggeschossen, damit jeder sehen kann, dass mit mir etwas nicht stimmt.“ Schritt für Schritt findet Joe zurück zu sich und ins Leben.

HEY JOE
DE 2022, 38 Min.,
Florian Baron

Nach einer Odyssee durch das US-Sozialsystem und mehreren Therapien zur Behandlung seiner Kriegstraumata scheint Joe sein Leben wieder im Griff zu haben. Er erhält endlich eine Invalidenrente und lebt als Künstler in Detroit. Doch seine Situation stellt ihn immer wieder auf die Probe – und als Joes Van gestohlen wird, bricht durch die neue Stabilität das alte, alles überbordende Stressgefühl. „Es ist, als würde dir jemand eine Wunde aufreißen und Salz hineinschütten.“

2016 stellte Florian Baron in der doku.klasse sein Porträt über den jungen, traumatisierten Kriegsveteranen Joe Boots vor. Fünf Jahre später – pünktlich zum zehnjährigen Jubiläum der 3sat-Ausschreibung „Ab 18!“ – besuchte er den US-Amerikaner erneut. Im Rahmen des doxs!-Freizeitprogramms in der neuen Festivallocation, dem Stapeltor, zeigten wir beide Filme als Double Feature – und sprachen mit dem Regisseur.



Hattest du bereits zu Anfang eine Vorstellung davon, was das Thema des zweiten Films mit Joe sein sollte?

getroffen. Hat sich euer Verhältnis verändert? Wie würdest du es beschreiben?

Unser Plan war eigentlich, mit Joe einen Roadtrip von Detroit nach Philadelphia zu machen. Sein Van, aus dem heraus er bei Festivals und Flohmärkten seine Kunst verkauft, sollte eigentlich eine zentrale Rolle spielen. Kurz nach unserer Ankunft wurde der Van dann gestohlen und damit war auch unser Konzept hinfällig. Das Treffen mit seinen früheren Kameraden in Philadelphia konnten wir trotzdem umsetzen, aber dass die Geschichte um den gestohlenen Van im Film so zentral werden würde, war uns beim Drehen nicht bewusst.

Durch die zwei Besuche von Joe in Deutschland, nachdem wir den ersten Film fertiggestellt hatten, und unsere gemeinsame Schultour im Ruhrgebiet haben wir viel Zeit miteinander verbracht, und unser Verhältnis hat sich verändert: von Filmemacher und Protagonist zu Freunden. Es war gar nicht so einfach, für die Dreharbeiten am neuen Film in unserem Verhältnis wieder in einen anderen Modus zu kommen. Es fühlte sich oft so an, als würden wir einfach mit einem Freund abhängen, und manchmal ging dabei die Kamera an. Durch diese Nähe war es aber auch möglich, in Situationen zu drehen, die wir beim ersten Dreh 2016/2017 so noch nicht mit Joe erlebt hatten.

Du hast Joe Boots nach fünf Jahren für den zweiten Dreh wieder

Das Bild in der Hand



2017 waren Andreas Bolm und Gerd Breiter mit „Mein letztes Video“ zu Gast in der doku.klasse. Darin porträtieren sie einen erfolgreichen YouTuber. Im Rahmen des von der Duisburger Filmwoche und doxs! gemeinsam veranstalteten 3sat Extras „Das Bild in der Hand“ gab es im November 2022 ein Wiedersehen mit Andreas Bolm. Auszüge aus dem Gesprächsprotokoll.

„Man kann alles machen, man muss es nur wollen.“



Schon immer war die Medienkompetenz von Protagonist*innen eine Herausforderung dokumentarischen Arbeitens – durch die Omnipräsenz und Demokratisierung der Bilder in den Sozialen Medien hat sie eine neue Qualität erreicht. Wie gehen Dokumentarfilmer*innen damit um? Wie und wieso jemanden porträtieren, der bereits eigenständig ein Bild von sich in die Welt sendet? Welches Potenzial liegt in der vermeintlichen Konkurrenz der Bildregime?

Diese Fragen diskutieren Andreas Bolm und die Editorin Yana Höhnerbach („Searching Eva“) in dem 3sat Extra „Das Bild in der Hand. Dokumentarische Zugänge zum Bildregime Social Media“, das von der SPIEGEL-Redakteurin Hannah Pilarczyk moderiert wird.

Nach einem Ausschnitt aus „Mein letztes Video“, in dem die Hauptfigur Anton sagt, sie wolle Regisseur werden, fragt Pilarczyk Bolm: „Wie begegnet man einem Protagonisten, der eigentlich schon Regisseur ist?“ Bolm war bis zu einem gewissen Grad eher neugierig auf Anton. Er hat sich sehr viel mit Fiktion und Inszenierung von Social Media auseinandergesetzt. Anton ist Profi in dieser Selbstdarstellung. „In welchen Momenten hat Anton kontrolliert?“ will Pilarczyk wissen. Bolm: „In allen.“ Manchmal hat er versucht, ihn ein bisschen aufs Glatteis zu führen.

Anton sagte: „Man kann alles machen, man muss es nur wollen.“ Bolm und sein Co-Regisseur und Kameramann Gerd Breiter wollten dies hinterfragen im Kon-

zept, aber der Plan ging nicht auf. Man hätte sich auch eine Schauspielrolle für Anton ausdenken können, er wäre dafür bereit gewesen.

Ein weiterer Ausschnitt aus dem Film zeigt den Protagonisten, wie er seinen Karrierewechsel in Hollywood anstrebt. Als er diese Entscheidung für seine Follower*innen auf einer Wohnungsterrasse aufzeichnet, filmt ihn das Filmteam. Man hört Hubschrauber und Polizeisirenen. Anton: „Von daher – Los Angeles wird gelebt.“

Pilarczyk sieht in dieser Einstellung ein „Pas de deux“ der zwei Kameras – wie sind Bolm und sein Team da vorgegangen?

Bolm erzählt, dass Anton zu diesem Zeitpunkt mit Youtube aufhören und Hollywood-Blockbuster-Regisseur werden wollte. Er fand diese Leidenschaft faszinierend, „mit der Anton in etwas Neues hineingeht.“ Mit langen Einstellungen und dem Mitgehen der Kamerabewegung Antons brachen die beiden Kamera-ästhetiken auf. Es entsteht im Film eine Spannung, die konträr läuft zu dem, was Anton macht, der sich in seinen Videos immer selbst inszeniert. „Wie konnten Sie sich da mit Antons ästhetischen Vorgaben arrangieren?“, fragt Pilarczyk. Bolm sagt, Anton kannte Gerd Breiter schon und hatte Respekt vor dessen Kameraarbeit, also gab es keine Vorgaben. Sie hätten zwar viele Interviews geführt, aber genau bei diesen Bewegungen konnte man mehr über Anton ergründen.

Das komplette Protokoll von Marius Hrdy findet sich auf protokult.de.

